Rezensionen

Autor(en): **Wanner, Kurt / Collenberg, Adrian / Kocherhans, Yvonne**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): **- (2003)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

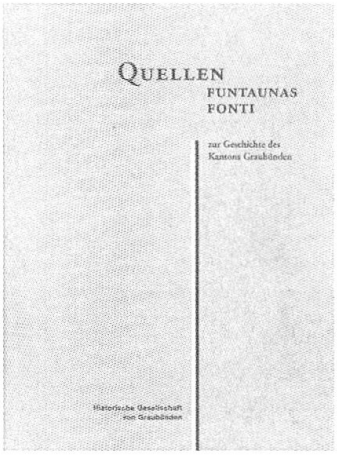
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Rezensionen

Weit mehr als nur ein Jubiläumsbuch



Diverse Autorinnen und Autoren, Quellen, funtaunas, fonti zur Geschichte des Kantons Graubünden. Aus Anlass des Jubiläums «200 Jahre Kanton Graubünden 1803–2003» herausgegeben von Silvio Färber, Silvio Margadant und Silva Semadeni, 133. Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Graubünden, Chur 2003, 408 Seiten mit zahlreichen Farb- und s/w-Abbildungen sowie einem Personen-, Orts- und Sachregister, ISSN 1423-3029, 72.- Franken.

Zwar kommt es eigentlich ganz bescheiden als 133. Jahrbuch der Historischen Gesellschaft von Graubünden (HGG) daher, aber der kürzlich erschienene Quellenband zur Geschichte unseres Kantons ist bedeutend mehr als ein Jahrbuch, und zwar nicht nur wegen seines stattlichen Umfangs von über 400 Seiten. Hier handelt es sich um eine repräsentative Sammlung von geschickt ausgewählten, ausgezeichnet kommentierten und treffend illustrierten Dokumenten aus den letzten zwei Jahrhunderten bündnerischer Vergangenheit. Diese grossformatige Publikation ist aber weit mehr als nur ein Nachschlagewerk für den Wissenschafter und den geschichtsinteressierten Laien, sie ist vor allem auch ein faszinierendes Lesebuch für alle Leute, die sich in irgendeiner Weise für Graubünden und seine Vielfalt interessieren.
Mit der Herausgabe dieser Quellensammlung verfolgte die Historische Gesellschaft von Graubünden gleich einen doppelten Zweck: Zum einen machte sie sich selbst und darüber hinaus ganz Graubünden ein Geschenk zum Jubiläum der 200-jährigen Zugehörigkeit unseres Kantons zur Schweizerischen Eidgenossenschaft. Zum andern wollte sie dazu beitragen, die bisher recht bescheidene Zahl von Quelleneditionen zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts zu erweitern. Und nachdem das Buch vorliegt, darf man sagen: Beides ist in vortrefflicher Weise gelungen. Zwar sind bereits im 4. Band des «Handbuches der Bündner Geschichte» rund 50 kommentierte Quellen zu den beiden letzten Jahrhunderten veröffentlicht worden. Aber angesichts des grossen Zeitraumes, der Fülle des zur Verfügung stehenden histori-

schen Materials sowie der hierzulande bis anhin starken Vernachlässigung dieser historiographischen Sparte schien es dennoch wünschenswert, in einem eigentlichen Quellenbuch eine bedeutend grössere Anzahl von wissenschaftlich bearbeiteten Texten und Bildern zu vereinen.
Ein Herausgeberteam, bestehend aus dem HGG-Präsidenten Silvio Färber, dem Bündner Staatsarchivar Silvio Margadant und der Kantonsschullehrerin Silva Semadeni, wurde mit der Realisierung des Projekts beauftragt. Im Verlauf von anderthalb Jahren gelang es diesen drei renommierten Bündner Geschichtsforschern, nicht weniger als 93(!) Autorinnen und Autoren für das Vorhaben zu gewinnen. Dieses unerwartet grosse «Historikerpotential», das es für einmal gesamtbündnerisch zu nutzen galt, steuerte insgesamt 230 Text- und Bildquellen bei und versah sie jeweils mit einem Kommentar. Und etwas verspürt man sehr gut: All diese Mitarbeiter haben nicht einfach einen Schreibauftrag erfüllt, sondern sie haben eine enge Beziehung zur Thematik ihrer Texte und Abbildungen.
So entstand ein umfassender und facettenreicher Querschnitt durch die Bündner Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte, um einiges abwechslungsreicher und aufregender als es der etwas gar grau geratene Buchumschlag erwarten liesse. Der Alltag der kleinen Leute wird dabei ebenso thematisiert wie die Welt der Mächtigen und Prominenten. Kommunale Politik steht neben jener von kantonaler und nationaler Bedeutung. In gleichem Masse werden sowohl soziale, wirtschaftliche, wissenschaftliche als auch kulturelle Strukturen aufgezeigt – und selbst sportliche Ereignisse wie etwa die Olympischen Winterspiele 1928 in St. Moritz oder der Engadin Skimarathon finden ihren Niederschlag. Herausragende Momente in der bündnerischen Vergangenheit und aussergewöhnliche Leistungen stehen neben den Zeugnissen von harten Schicksalsschlägen und Naturkatastrophen wie Dorfbränden, Lawinenniedergängen oder Hochwassern.
Bei der Auswahl der Quellen liessen sich die Herausgeber nicht in erster Linie vom Aspekt der alleweil recht zeitgebundenen und zudem subjektiv empfundenen Wichtigkeit leiten. Sie fragten sich vielmehr, welches Zusammenspiel von Quellen einen bestimmten Zeitraum auf die vielfältigste und gründlichste Weise zu repräsentieren vermag. Ein Anliegen war es ihnen ausserdem, die nach wie vor unvollständige Geschichte der Frauen in Graubünden sichtbarer zu machen. Aber auch den verschiedenen Bündner Regionen und Sprachen wurde der ihnen gebührende

Platz eingeräumt. Die Quellen sind deshalb stets in der Originalsprache wiedergegeben. Aus gestalterischen Gründen sind die Kommentare aber nur auf Deutsch geschrieben. Eine kleine Ausnahme: Sir Arthur Conan Doyles Bericht über eine Skitour von Davos nach Arosa im März 1894 ist ursprünglich in englischer und nicht in deutscher Sprache erschienen.

Als Sekretär der Walservereinigung Graubünden konnte ich mit Freude feststellen, dass hier gerade auch aus den sonst hie und da etwas stiefmütterlich behandelten Walsergebieten Graubündens die historischen Quellen in reichem Masse fliessen: So geht es etwa um das Brückenverzeichnis am Hinterrhein, um den Ausbau der Prättigauerstrasse anno 1811, um das Bad Fideris im 19. Jahrhundert, um die Fuhrmanns-Sitten im alten Splügen, um einen Schierser Scharfschützen im Sonderbundskrieg, um den Fang eines lebenden Gemsbocks durch den St. Antönier Jäger Christian Flütsch im Dezember 1863, um einen Brief von Anna Catharina Gredig aus Safien, die 1875 nach Neuseeland ausgewandert war, um die Edelpelztierfarm in Tschiertschen bis hin zur 1929 erbauten Salginatobel-Brücke von Robert Maillart und den finanziellen Problemen ums Spanplattenwerk Fideris im Jahre 1996.

So ist «Quellen, funtaunas, fonti zur Geschichte des Kantons Graubünden», obwohl ein Jubiläum den Anstoss dazu gab, weit mehr als nur ein Jubiläumsbuch. Diese haben nämlich die traurige Eigenschaft, bald einmal Staub anzusetzen und nur noch dann und wann zu Nostalgiezwecken hervorgeholt zu werden. Der neue Quellenband ist demgegenüber ein vortreffliches Arbeitsmittel, ein wertvolles Nachschlagewerk und zudem eine faszinierende Lektüre über einen Kanton voller Geschichte und voller Geschichten.

Kurt Wanner

Diego Giovanoli, Alpschermen und Maiensässe in Graubünden.

Bäuerliche Bauten, Betriebsstufen und Siedlungsstrukturen ausserhalb der Dörfer Graubündens von der frühen Neuzeit bis 1960, 547 s/w Fotos, 380 Zeichnungen, 112 Plan- und Kartenskizzen, 19 s/w Abbildungen, 536 Seiten, Haupt Verlag, Bern 2003, ISBN: 3-258-06528-4, 68.– Franken.

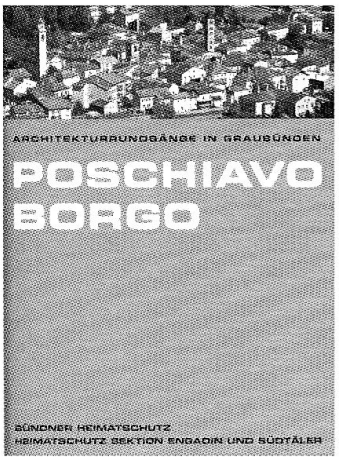
Mit einem sehr schönen Buch hat Diego Giovanoli seine langjährige Tätigkeit bei der Kantonalen Denkmalpflege gekrönt. Die zahlreichen Feldforschungen mittels lokaler Maiensässinventare summieren sich zu einer eindrücklichen Gesamtschau der Alp- und Maiensässbauten im gesamten Kanton Graubünden. Neben dem Text beeindruckt die gelungene visuelle Buchgestaltung.
Ziel der Publikation ist es gemäss Autor, «die bau- und siedlungsmorphologischen Phänomene vor 1960 und deren Zuordnung zu Besiedlungsart, Nutzungsstufen, Hof- und Hausformen» zu untersuchen. Auf die heutige Brachsituation beziehungsweise die neuen Ferienhäuser geht Giovanoli dadurch nicht ein. Stattdessen wird der Leser mittels unzähliger plastischer Zeichnungen und erklärendem Photo- und Kartenmaterial durch die älteren agrarwirtschaftlichen Bauzeugnisse geführt.
Inhaltlich gliedert sich das Werk zunächst in einen systematischen Teil, der sich allgemein den einzelnen Bauformen auf Dorf, Maiensäss- und Alpstufe widmet, und dabei die funktionalen Abhängigkeiten zwischen Architektur und Agrarsystemen erläutert. Anschliessend sind als Portfolio mehrere Fotografien von Lucia Degonda beigefügt, die auf subtile Weise den Wandel unserer Maiensässe visualisieren. In einem zweiten ausführlichen Textteil lädt uns Diego Giovanoli zu einer geographischen Reise durch ganz Graubünden vom Samnauer- bis ins Valsertal ein: von den *prümarans* in Sent, die seit 1610 aktenkundig sind, zu den Rundkellern (*scelé/cròt*) im Puschlav und zu den *cassinen* (Dreschhäuser) oder *crotti* (Weinkeller) in typischer Misoxer Steinbauweise. Nachdem der Leser bei den Heubergscheunen in Nufenen oder Fideris oder in Castiel, wo sie gar Weilercharakter haben, verweilt hat, geht die Reise weiter zu den Ausfütterungsställen (*barias*) in Flerden beziehungsweise den *Uslohställen* in Davos oder den *aclas* in der Surselva. Nebenbei erspäht man Ziegenställe und Melchschermen für die Heimkühe im Prättigau, *Langsigaden* im St. Antöniertal oder Rebhäuschen in der Bündner Herrschaft. Von den *cuolms* in Andiast oder *misès,* wie sie in der Cadi genannt werden, bis endlich hin zu den Tristenbetten

(*maidas*) im Lugnez. Es offenbart sich eine enorme Bauvielfalt im Dreisprachenkanton, wobei Giovanoli die gegenseitigen und äusseren kulturellen Einflüsse keineswegs ausschliesst.
Nach dieser beeindruckenden Kantonsfahrt, die regionale und lokale Besonderheiten dank plastischen Illustrationen und erklärenden Kommentaren aufzeigt, wird ein Aufsatz von Jon Mathieu abgedruckt, welcher in Fachkreisen schon längst als Klassiker gilt, und worin die Ausgestaltung der Maiensässwirtschaft aufgrund historisch gewachsener Agrarsysteme beleuchtet wird. Im Anhang schliesslich werden Sachbegriffe erläutert, einschlägige Literatur bibliografiert, die Hauptthemen registriert sowie die Nachweise der schönen Abbildungen geliefert.
Bekanntlich war und ist die Bündner Agrarlandschaft durch ein (idealtypisches) Nordost-Südwest-Gefälle mit unzähligen Variationen geprägt. Die spezifische Ausprägung als zentralisiertes, halb zentralisiertes oder dezentralisiertes System war entscheidend für die Bauart und -weise auf Dorf-, Zwischen- und Alpstufe. So finden sich verdichtete Dorfagglomerationen im Engadin, die auffallend mit den verstreuten Landwirtschaftszonen in der Surselva oder im Prättigau kontrastieren.
Im Unterschied zu den Dauersiedlungen sind die Maiensässe kleiner und bescheidener, obgleich sie eine formale Eigenständigkeit behaupten. Sie fungieren als Voralpung wie auch als Nachsömmerung. Bezüglich der Baumaterialien übernimmt man regionale Gegebenheiten; baut in Nordbünden alles mit Holz, während im unteren Misox ausschliesslich Steinbauten vorherrschen.
Die Alpgebäude sind baucharakteristisch durch den Gegensatz zwischen privater und genossenschaftlicher Bewirtschaftung geprägt. Die Genossenschaftsalpen sind reine Weidebetriebe mit entsprechend grossen Sennereihütten und Ställen, während die Einzelalpen wegen längerer Belegungsdauer meist komfortabler ausgebaut wurden. Erst die ab Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden staatlichen Meliorationen führen dann zu monotonen Vereinheitlichungen. Weiter finden sich in den alpinen Zonen auch Wildheuscheunen, vielfach nur primitive Tristen als Zwischenlagerstätten.
Trotz systematisch-morphologischer Betrachtung der Bauweisen stösst der Leser immer wieder auf lokale Besonderheiten, die sich auf extrem differenzierte Agrarstrukturen und -funktionen zurückführen lassen. Insgesamt verstärkt Giovanolis Werk den Eindruck einer vielfältigen Kultur- und Architekturlandschaft in- und ausserhalb der Bündner Dörfer. Ja, es kann geradezu als

eigentlicher Museumsführer durch die einzigartige Bergwelt Graubündens angesehen werden. Wäre es ein wenig dünner und damit wanderfreundlicher geworden, könnte man es auf persönliche Exkursionen im Zwischen- und Berggefilde mitnehmen. Das Einzige, was dem Buch fehlt, ist eine Perspektive für all diese – grösstenteils überholten – Bauobjekte der Agrarwirtschaft.

Adrian Collenberg

Ludmila Seifert-Uherkovich, Poschiavo Borgo – Architekturrundgänge in Graubünden



Herausgegeben vom Bündner Heimatschutz, Chur 2003, 27 S., zahlreiche s/w-Abb., Fr.5.–, Die Broschüre ist beim Tourismusverein und beim Talmuseum in Poschiavo erhältlich oder kann über die Geschäftsstelle des Bündner Heimatschutz (Tel.: 081 250 75 72) bezogen werden.

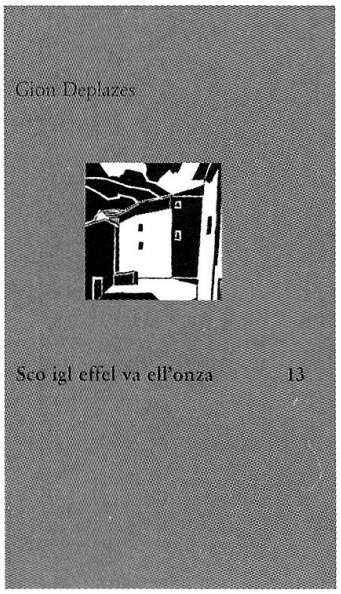
Die Bündner Siedlungslandschaft zeichnet sich aus durch eine Vielfalt von traditionellen Haus- und Siedlungsformen und herausragende Beispiele zeitgenössischer Architektur. Im Zeichen des zunehmenden Architektur- und Kulturtourismus wird die Baukultur immer mehr zu einem Standortvorteil für den Tourismuskanton Graubünden. Doch hat sich dies bisher nicht in adäquater Literatur niedergeschlagen: Es fehlt an geeigneten Publikationen, um interessierten Einheimischen und Gästen historische und zeitgenössische Architektur vor Ort auf fachlich kompetente, aber unkomplizierte Art und Weise näher zu bringen.
Um diese Lücke zu schliessen, lancierte der Bündner Heimatschutz (BHS) in diesem Jahr eine neue Publikationsreihe. Mit einem einfach gestalteten, kurz gefassten Architekturführer sollen Kulturinteressierte in Zukunft die Baukultur in verschiedenen Ortschaften und Regionen Graubündens auf einem Spaziergang erkunden können. Die handliche, in jede Jackentasche passende Broschüre (sie ist kleiner als beispielsweise eine zusammengefaltete Wanderkarte) ist mit einem Situationsplan ausgestattet; die für den Achitekturrundgang vorgeschlagenen Objekte werden mit Foto und Kurztext vorgestellt. Neben der Schaffung eines attraktiven touristischen Angebotes möchte der Bündner Heimatschutz damit zugleich eine breitere Öffentlichkeit auf Streifzüge durch die gebaute Umwelt einladen und für seine Anliegen – den sorgfältigen Umgang mit dem architektonischen Erbe – sensibilisieren.
Mit «Poschiavo Borgo», dem Erstling in dieser Reihe, hat sich die Kunsthistorikerin Ludmila Seifert-Uherkovich eine komplexe Siedlung mit urbanem Charakter vorgenommen. Aus rund 1000 Jahren Siedlungsgeschichte stellt sie 19 Bauzeugen verschiedener Stilepochen und Gattungen, vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, vor. Nicht etwa im Sinne eines kunsthistorischen Inventars der wichtigsten Bauwerke, sondern im Sinne einer sorgfältigen Evaluation von Objekten, deren Baugeschichte sich mit den wichtigsten Phasen der kulturellen, wirtschaftlichen und politi-

schen Entwicklungen in Poschiavo verknüpfen lässt. Neben Sakralbauten und Bürgerhäusern rücken so auch banalere, aber nicht weniger interessante Gebäude ins Blickfeld: beispielsweise die ehemalige Tabakfabrik Ragazzi – ein etwas heruntergekommenes Denkmal für die grosse Bedeutung des Tabakanbaus im Puschlav im 19. Jahrhundert.
Seiferts Architekturrundgang besticht nicht nur durch die allgemein verständliche, aber fachlich präzise Sprache, mit der die Bauten beschrieben werden. Es gelingt ihr – trotz der gebotenen Kürze der Begleittexte – auch, spannende Einblicke in die Ortsgeschichte von Poschiavo zu vermitteln. Auf die Fortsetzung dieser Reihe (geplant sind u.a. Architekturrundgänge entlang der Via Spluga, im Bergell und Lugnez, in Haldenstein, Flims und Davos) darf man jedenfalls gespannt sein.
Der Architekturrundgang «Poschiavo Borgo» wird in deutscher und italienischer Sprache herausgegeben. Er konnte dank der Unterstützung durch den Heimatschutz Sektion Engadin und Südtäler, die Gemeinde Poschiavo, den Tourismusverein Valposchiavo, die Kulturförderung des Kantons Graubünden und die Rätia Energie realisiert werden. Vom Erlös aus dem Verkauf profitiert wiederum ein lokales Projekt: Er geht vollumfänglich an die Fondazione Museo Poschiavino für die Restaurierung der Casa Tomé. Dieses Haus, im Führer als eindrückliches, noch weitgehend intaktes Beispiel für die traditionellen Bauernhäuser im Borgo vorgestellt, soll in Zukunft einmal die bäuerliche Sammlung des Talmuseums beherbergen.

Yvonne Kocherhans

Schreiben, um sich zu erinnern

Gion Deplazes, «Sco igl effel va ell'onza», Roman mosaic, Casa editura Ovras, Laax 2003. Zu beziehen bei den Buchhandlungen und bei der Lia Rumantscha, Obere Plessurstr. 47, 7000 Chur, ISBN 3-906680-42-13



Neugier ist der Computer der Weisheit

«Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit», hiess es früher. Gion Deplazes wandelt den Sinnspruch in eine gewagte, moderne Fassung ab. Eigentlich könnte er sich bequem zurücklehnen und sein umfangreiches literarisches Werk aus Distanz überblicken und geniessen. Weit gefehlt! Wie die Wirtin Leina, eine herausragende Figur im neuen Roman, muss er unverdrossen an einem Gewebe oder vielmehr an einem grossen Fastentuch wirken. Es ist durchzogen von Ereignissen und Menschenschicksalen seiner Landsleute am Rhein und ihren oft verwickelten und verquer laufenden Beziehungen. Muntada, so der Dorfname, ist nicht nur an den Bergflanken gelegen, es ist auch ein bedeutungsschwerer und symbolträchtiger Ort.
Das Ausharren in seinen literarischen Bemühungen erstaunt nicht. Flüchtige Begegnungen mit Gion Deplazes lassen erkennen, wie Anekdoten, kürzere oder längere Geschichten und eigene Erfahrungen und Erkundungen nur so aus ihm heraussprudeln. Ihnen gibt er sich im Gespräch mit Leib und Seele hin, mit entsprechender Mimik und mit dem ihm eigenen Schalk und Sarkasmus auf den Lippen.

Ein kühner Bogen

Der Autor versucht nicht zum ersten Mal, Erzählungen und Miniaturen unter ein Schlüsselwort einzuordnen. Überzeugender gelingt ihm dies im neuen Werk «Sco igl effel va ell'onza». Die Redewendung «Wie der Haken in die Lasche greift» mit der unterschwelligen Bedeutung «sicher, schicksalhaft, unabänderlich, unerbittlich» passt gut zum Ablauf und zum Charakter der Texte.
In einem Koordinatensystem mit den Eckwerten Zeit und Raum wirkt sie als Klammer für ein Geflecht von Erzählungen und für das Auf und Ab der Geschichte von drei Stammfamilien: die Caspers, Meltgers und Baltasars. Die Vernetzung zieht sich über ein Jahrhundert hin. Sie folgt sowohl dem steten Wandel während

dieser Zeitspanne wie auch der allmählichen Auflösung des sozialen Gefüges und bislang unverrückbarer Grundwerte und Verhaltensweisen.

Hinter dem Haus ist nicht vor dem Haus

Wer über die Schwelle eines alten Bündnerhauses tritt, sieht noch heute die über dem Türrahmen mit Kreide gekritzelten Initialen C. M. B., mitunter zusammen mit der Jahreszahl und weiteren Symbolen. Die Markierung erinnert an den Dreikönigstag (6. Januar), einen für den Bauern bedeutsamen Termin. Der Segen der Weisen aus dem Morgenland – die Kirche weihte bei dieser Gelegenheit Salz und Wasser – sollte Haus und Hof Glück bringen und das Böse abwenden. Aber wie es so geht: Vor dem Hause, im Innern, und erst recht im verwinkelten Hinterhof, passiert allerlei Menschliches, worauf die Weisheiten des Morgenlandes nur geringen Einfluss haben.

Zeit zum Verschwenden

Unter den 74, in drei Zyklen zusammengefassten Erzählungen, stehen und bestehen einige durchaus für sich. Manchmal kommen sie kurz, anekdotenhaft oder als Sagen und Parabeln daher. Andere tragen eindeutig autobiografische Züge. Der Erzähler und Beobachter, zuweilen auch der Lehrer und Mahner, ist dabei unschwer auszumachen.
Ein typisches Bergdorf, eingekeilt zwischen dem Rhein und dem bald friedlich dahinfliessenden, bald reissenden Wildbach aus dem weit nach Süden durch gefährliche Engen sich erstreckenden Seitental. Die sesshaften Leute kennen sich darin fast blind aus. In einem solchen Umfeld beginnt, nach je einem kurzen Vorspiel, buchstäblich eine Art «roman-fleuve». Denn das fliessende Wasser bestimmt in starkem Masse das Handeln und das teilweise episch anmutende Tagewerk, nicht zuletzt die Leiterskala der Hierarchien im Kampf mit den Naturgewalten. In diesem Winkel «Hinter Gott erbarm» stellt sich anfangs Februar ein Gast unvermittelt ein, sehnlich erwartet wie ein mythisches Wesen. Und jedermann, jung und alt, ist sich der tiefen Symbolik des Augenblicks bewusst, wenn die ersten Sonnenstrahlen den buntfarbigen, alten Flickenteppich in der Stube zum Flimmern bringen.

Gemeinwerk als Lebensmetapher

Statt einer verwirrlichen Streife durch das Patch-Work mag hier eine zusammenhängende Erzählsequenz mit dem Titel «Der grosse Flösser» stehen. In der zweiten Hälfte Oktober, wenn die Feldarbeit ruht, das Laub sich bunt färbt wie Papageien (papagaglia), die Flüsse genügend Wasser führen, ist das «Flössen des Holzes» angesagt. Eine ausgeklügelte Arbeit, wo jeder Schritt, jeder Handgriff und Zug bedacht sein will und zählt. Das Aufrüsten, Bereitstellen und Heranbringen der Klafter und der «Burren» und «Spälte» ans Wasser bis zuhinterst im Tal. Das Errichten der Flössanlage mit dem Wuhrkasten und dem Auffangrechen. Die Führung und Leitung der Strömung. Schliesslich das Herausfischen, Länden und Stapeln des Holzes.
Leben entsteht und weitet sich dramatisch aus, wenn einmal die seltsam fremdländisch klingenden Kommandos im Tal widerhallen. Das Treibgut kommt in Fahrt und wird mit den Flösshaken gestossen, gepuscht, gelenkt oder gebremst. Es gilt, stauende Klumpen auseinander zu reissen. Das ist die Welt der Flösser, insbesondere von Sep Maria, dem bärenstarken Vertreter, der alles und jeden im Auge behält, keine Insubordination duldet und die Tücken des hereinbrechenden Wetters einschätzt.

«Plötzlich steht er da, wie ein Denkmal, auf einem grossen Stein am Ufer. Sodann schwingt er sich, die Arme hochwerfend, von einem Stein zum andern. Auf Distanz sieht es aus wie eine wippende Bachstelze, die mit ihren Sprüngen das Wasser herausfordert».

Der grosse Flösser ist sich seiner Wichtigkeit und Autorität bewusst. Nur unter vorgehaltener Hand und teilweise mit hinterhältigen Spielchen können ihm Untergeordnete etwas anhaben.
Von Beginn bis zur gemeinsamen Bergung des Strandgutes vor der Mündung in den Rhein ist das Ganze atmosphärisch dicht und stimmig. Sachlich genau und transparent, ohne volkskundlich zu wirken. Ein Vergleich mit Werner Schmitters deutschbündnerisch-walserischer Beschreibung der Prättigauer Flösserei im Schraubbach, ist in diesem Zusammenhang reizvoll. Die Sprache macht nicht nur jede Bewegung der Strömung, der Strudel, der Katarakte und des Holzes mit, sondern durchdringt die Landschaft mit ihren Namen, die als Orientierungspunkte dienen. Das eingespielte Gemeinwerk und das Zudienen der Menschen bei dieser gefährlichen Tätigkeit werden deutlich. Ebenso ihre Seelenlage, wobei sie selbst in der grössten Not ihre Schuldhaftigkeit und ihre zum Teil miesen Mätzchen nicht ver-

gessen können, ja davon bis ins Innerste aufgewühlt werden. Bei einem solchen Epos muss selbst die Kirche zurückstecken, geistliches «Fastfood» verordnen, eine schnelle «Jägermesse» durchziehen und auf die zungenlösenden Vespern verzichten.

Verletzliche Menschen

Über den meisten Erzählungen von Deplazes liegt ein Schleier von Trauer. Eine erträgliche Melancholie zwar, die von langer Erfahrung und von einer harten Lebensschule zeugt. Mag jemand oben auf der Leiter stehen oder ganz unten, mag er stark, oder schwach sein, früher oder später wird ihn das Schicksal ereilen. Also nimmt mans vorzu, wie es kommt, ohne die Ereignisse melodramatisch zuzuspitzen. Darin widerspiegelt sich christliches Verhalten und Demut. Nur, bei Deplazes spielt der Bezug auf die Kirche, mit wenigen Ausnahmen, eine geringe Rolle. Die Abgründe liegen in jedem von uns. Sinnlichkeit meldet sich ungestüm und unsensibel an und kommt rasch zur Sache. Die Frauen haben dabei nichts zu lachen. Die Erzählungen berichten immer wieder von innerer Not, Angst, Versagen und Unvermögen. Auswege gibt es kaum. Die Leute sind nicht fähig, sich mitzuteilen, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen oder was noch schlimmer ist, sie schieben ihre Last bewusst und oft gekonnt beiseite. Eben: «Himmel und Hölle bereite man sich selber hienieden». «Schuld» und «schlechtes Gewissen» sind stets präsente, quälende Geister.

Meine Sprache ist meine Welt

Sprache formt Identität, ja stellt ein eigentliches Kennzeichen dafür dar. Im ausführlichen Text von Deplazes lässt sich das namhaft machen. Welche Art von Zeit, Raum und Arbeit sie auch immer einfängt, sie schmiegt sich stets den Umständen an, ist sparsam, lapidar oder geschwätzig, je nach Bedarf. Sie beschreibt Arbeitsprozesse und Gerätschaften genau, mündet in prägnante Vergleiche und Metaphern, bringt Sprichwörter und Wetterregeln ins Spiel oder prägt sie zu neuen Münzen oder zu neuartigen, formelhaften Redewendungen um. Gelebte Sprache erschafft Sprache, möchte man hinzufügen. Tatsächlich ist Deplazes in dieser Hinsicht kreativ und innovativ wie selten.
Sprache ist auch entlarvend. Dann nämlich, wenn sie gekappte, verklausulierte Kommunikation abbildet. Die Leute in Deplazes'

Erzählungen reden selten Klartext miteinander, sondern nähern sich gewunden in Anspielungen und Andeutungen, im besten Fall in ironischen. Dafür stehen wie ein Generalbass die indirekte Rede oder Möglichkeitsformen in allen Abstufungen. Aber die Menschen wissen, dass ihre Andeutungen nicht ins Leere zielen, sondern wie Haken im Bewusstsein der Gesprächspartner bohrend haften bleiben. Ein Glück, wenn jemand für die auf sich prasselnde Ironie unempfänglich ist, und noch besser, wenn der Gesprächspartner den ironischen Anspielungen einfach nicht gewachsen ist.

Kehren die sagenhaften Drachen wieder zurück?

Die Generationen der Caspars, Meltgers und Baltasars haben inzwischen einen weiten Weg hinter sich gebracht. Von der alten Ordnung über die mageren Jahre zwischen den Kriegen bis zur hektischen Modernen und Postmodernen. Nun beginnt das Gefüge endgültig zu zerfallen. Es scheint so, dass die Drachen der Fabelwelt, die man längst bezwungen zu haben wähnte, wieder auf dem Plan sind. Damit gemeint, die nicht abreissenden neuen Geisseln und Plagen der Menschheit. Ihnen vermag Deplazes' Erfahrung und «Weisheit» naturgemäss weder tatsächlich noch literarisch beizukommen.
Eine neue Generation ist da, von welcher der Autor nicht mehr so genau weiss, wo er sie abholen soll und wie es weiter geht.
Wenn Zeit nur mehr «leben» und «geniessen» bedeutet, hat Geschichte ausgedient. Man lebt nur für den Augenblick. Wie war es früher doch anders, als man beim Wurzelgraben auf Carpet gleichsam sinnend seinen eigenen Wurzeln nachging!
«Das ist es», sagt einer der letzten Nachfahren der Meltgers, «ihr Jungen von heute, wisst und wollt nicht wissen, woher ihr kommt! Angelt euch ein Girlie irgendwo auf einer Tanzdiele oder im Dämmerlicht einer Bar. Und dann geht es eben, wie es geht – oder auch nicht!»
Eine ältere und mittlere Generation wird das neueste Werk von Gion Deplazes mit Genuss und Gewinn lesen. Bei entsprechender Anleitung werden aber auch Jüngere sich dem Reiz der vielfältigen Thematik und der reichhaltigen und lebendigen Sprache nicht entziehen können.

Alexi Decurtins

Silvia Conzett, Wie s esie gsin ischt

Landwirtschaft und Tourismus in Tschiertschen im 20. Jahrhundert, Chur 2003.

Auf 150 spannenden Seiten mit sorgfältig ausgewählten Bildern führt uns Silvia Conzett durch 100 Jahre Tschiertschen. Wir hören von der Hausmetzgete, der «Lunggawurscht» und «Gliberwurscht», vom Wildheuet und «Hengert» bei den Heuschobern, vom Hanfanbau und von Skilehrern, die vor der Skischule noch in den Stall mussten. Silvia Conzett schreibt genau, anschaulich und kompetent. Die studierte Volkskundlerin kennt sich aus in der Berglandwirtschaft. Sie ist selber gelernte Bäuerin und Sennerin und sie hat den alten Leuten in langen Gesprächen gut zugehört. Deren Aussagen webt sie in ihre Beschreibungen ein, woraus ein dichter, lebendiger und stimmungsvoller Text entsteht.
Einleitend erfahren wir von den bescheidenen Verhältnissen, wie sie um 1900 herrschten, in Tschiertschen wie anderswo. «Dr Verdienscht isch dünn gseet gsin»; um zu etwas Geld zu kommen, arbeiteten die Bauern im Wald oder als Strassenarbeiter, einige vermieteten Betten an die Fremden: «Schi händ uf all Artä müessa luäga, wie sch noch es paar Franggä chönd verdiena».
Es folgen Beschreibungen über Viehwirtschaft und Ackerbau. Von der Einzelsennerei ist die Rede, wo jeder für den Eigengebrauch Käse und im «Schmaalzchübel» Butter herstellte oder von den Sorgen und Nöten der Alp Farur, von wo die Milch zeitweilig täglich mit dem Pferd und einem Bockschlitten ins Dorf transportiert wurde: «Auf dem steinigen, entsetzlicha Huderwäg wurden die Eisensohlen des Schlittens so strapaziert, dass sie fast jede Woche ersetzt werden mussten, und die Milch wurde durch das ständige Schütteln fast zu Schmaalz».
Fast physisch erlebbar wird die Heuernte, sei es auf den Fettwiesen oder beim Wildheuet, wenn die Heuer eine «Tola» für den Kopf in die «Blaachä» aus selbst gemachtem Hanftuch machten und die Brämen stachen. Aber es sei halt doch schön gewesen:

«Überaal uf allna Tschügga dobna händ ere gmeet und allpott hed aina gjuuzd. Manche Wildheuer übernachteten in den Bargen (Heuschober aus Rundholz) oder am Berghang auf einem Heuhaufen, vor dem Tau geschützt durch aufgespannte Heutücher. Die andern verliessen am frühen Morgen das Dorf und stärkten sich nach dem langen Aufstieg zuerst einmal mit einem Znüni. Bei Tagesanbruch begannen die Wildheuer mit dem Mähen, so-

lange das Gras noch taunass war. Man verzichtete auf das Zetta mit der Gabel, denn es genügte, während des Mähens das Gras mit der Sense etwas auszubreiten. Im Lauf des Vormittags kamen die Frauen aus dem Dorf herauf und brachten die Verpflegung mit. Manchmal standen auch ein bis zwei Ziegen als Milchlieferanten zur Verfügung. Wenn nichts Flüssiges da war, hed ma halt trocha gspiislet. In der Mittagszeit hängte man in der Hitze Heutücher über die Rechen als Sonnenschirm. Denn ischt mä noch ä Wiil ghogged. Manche Heuer rauchten eine Stumpen oder eine Brissago oder kauten ihren Schigg (Tabak)».

Die Mähder oder Heuer kamen aus Italien, dem Tirol oder dem St. Galler Rheintal. Anstrengend und umständlich war der Heutransport. Wollte man das Heu im Winter nicht in Tristen im Freien lagern, wurde es in einer Runse bis an den Weg gestossen und von dort mit einem Zweiräderschlitten oder einem Hornschlitten zu den Bargen gezogen. Seit den 30er-Jahren setzte man abenteuerliche Einrichtungen mit Stahlseilen ein.
Sehr verbreitet war in früheren Jahren der Getreideanbau in Tschiertschen, wie eine Aufnahme von 1928 zeigt. Die zwei eigenen Mühlen vermahlten aber nicht alles Korn selber. Einen Teil röstete man zu Getreidekaffee oder man brachte das Korn in die Churer Mühle, um Rollgerste für die Gerstensuppe zu gewinnen.
Im zweiten Teil des Buches geht es um den Tourismus. Tourismus und Landwirtschaft waren in Tschiertschen von Anfang an eng verbunden. Die ersten Gasthäuser wurden mit einem Bauernhof zusammen betrieben: Die Männer arbeiteten in Feld und Stall, die Frauen führten die Pension: Es war auch nicht ungewöhnlich, dass die eigenen Kinder während des Sommers bei Verwandten übernachten mussten, um freie Betten für die Gäste zu schaffen. Die an Ostern geschlachteten Gitzi verkaufte man an Pensionen oder Hotels und für Milchlieferungen an die Hotels hielten die Bauern während der Alpzeit Heimkühe. Eine Touristenattraktion waren die Geissen. Während die Einheimischen offenbar «albig en Kamedi ghan [hend] mit dä Geiss», freuten sich die Gäste am Glockengebimmel im Dorf.
Bestimmend für die Entwicklung des Tourismus wurde die 1887–1894 gebaute Strasse und der Entscheid für einen Skilift im Jahre 1952. Jetzt konnten die Feriengäste mit der Pferdepost und ab 1925 mit dem Postauto von Chur nach Tschiertschen gelangen. Tschiertschen entwickelte sich seit den 1920er-Jahren vor allem zum Winterferienort, der er bis heute geblieben ist. Dank dem Tourismus entstanden einige neue Arbeitsplätze: eine Bä-

ckerei, ein Laden sowie einige Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe.
Das schön gestaltete Buch handelt vom Alltag in Tschiertschen. Dank der anschaulichen und präzisen Sprache, zu der auch die vielen (immer erklärten) Dialektausdrücke gehören, interessiert die Darstellung aber weit über diese kleine Berggemeinde oberhalb Chur hinaus. Denn der bäuerliche Alltag sah in vielen Gebieten der Alpen nicht viel anders aus.
Als kleine Kritik möchte ich die Übersichtskarten erwähnen. Sie enthalten zwar die Flurnamen, wegen der fehlenden Höhenlinien ist die Geländeform aber nicht erkennbar, was für das Verständnis nützlich wäre. Etwas kurz geraten sind ausserdem einige Bildlegenden.

Hansjürg Gredig